

Samstagsinterview

Wochenkommentar

Wenn Kulturförderung zur Lotterie wird

Bieler Kulturschaffende schufteten seit Jahren für ein lebendiges Stadtleben. Jetzt kommt ein fiktives Kulturprojekt daher und kassiert auf Anhieb ein Vielfaches. Die Wut ist verständlich.

Die Stadt Biel hat Geld. Zumindest, wenn es um das Kongresshaus geht. 400'000 Franken sollen für das dreijährige Pilotprojekt Fullviel bewilligt werden – obwohl es nur in groben Zügen auf Papier existiert. «Fullviel» soll das Kongresshaus wiederbeleben und mit verschiedenen kulturellen Aktivitäten die einstige Liebe der Bevölkerung zum Kultgebäude wieder entfachen. Im Konzept: Ein fiktiver Veranstaltungskalender, ein paar Ideen und Zahlen. Der Stadtrat soll es durchwinken – und erst am Tag nach der Abstimmung genau erfahren, was er eigentlich finanziert hat.

Währenddessen kämpfen Bieler Kulturschaffende seit Jahren um jeden Franken. Beispiel First Friday: Seit fast zehn Jahren belebt der Anlass Monat für Monat die Altstadt. Sogar bei Minusgraden tummeln sich Menschen aus der ganzen Region und darüber hinaus in den Strassen. Künstlerinnen und Künstlern wird eine Bühne geboten, das Gewerbe stellt seine Produkte aus – die einst so tote Altstadt ist jeden ersten Freitag im Monat der Nabel der Seeländer Kulturwelt. Schon seit Beginn fordern die Organisatoren eine substanzielle Unterstützung von der Stadt. Sie bekommen für die drei Jahre von 2023 bis 2025 60'000 Franken – 15 Prozent dessen, was jetzt für ein Experiment von gleicher Dauer ohne belastbares Konzept ausgegeben werden soll. Kein Wunder, dass der Frust gross ist.

«Wir werden sicherlich unser enormes, unentgeltliches Engagement überdenken», schreiben die First-Friday-Organisatoren in einer Stellungnahme. «Fullviel» ist ein Schlag ins Gesicht aller, die in Biel Kultur schaffen, mit wenig Geld, viel Einsatz und noch mehr Herzblut.

Das Problem ist nicht, dass das Kongresshaus wiederbelebt werden soll. Das Problem ist, wie es gemacht wird. Hier wird mit vagen Versprechen jongliert, während etablierte Kulturprojekte um Kleinstbeträge kämpfen müssen. Ob First Friday, unabhängige Konzertveranstalter oder andere Kulturschaffende – sie alle könnten mit 400'000 Franken über Jahre hinweg wirken. Stattdessen wird das Geld in ein Projekt gepumpt, das auf Vertrauen basiert und erst später konkret werden soll.

Wer Kultur fördern will, muss genau hinschauen. Wer mit wenig Geld viel erreicht, sollte belohnt werden. Wer vage Ideen präsentiert, sollte erst liefern, dann fördern. Stattdessen scheint sich der

Gemeinderat als Gralshüter einer Kulturpolitik zu sehen, die Innovation mit Risiko verwechselt.

Das Resultat? Diejenigen, die Biel mit Kunst und Kultur lebendig halten, werden sich zweimal überlegen, ob sie sich das weiter antun wollen. Auch das Team des First Friday sieht diese Entwicklung laut Stellungnahme für ein allfälliges Zeichen, dass es den First Friday gar nicht mehr braucht. Denn Kulturpolitik ist Prioritätensetzung. Und der Gemeinderat zeigt deutlich, wie die seinen aussehen: Wer sich jahrelang engagiert, Strukturen schafft und nachweisbaren Erfolg hat, darf sich hintenanstellen. Wer mit einem unkonkreten Konzept winkt, wird hofiert.

Wenn Kulturpolitik zur Farce wird, bleibt irgendwann nur noch die Stille. So kann und darf Kulturförderung nicht gehen.

«Man tut 51 Tage, was man tun muss – dann explodiert man vor Freude»

12. Dezember bis 31. Januar: 51 Tage rudern auf dem Atlantik. Die Grenchenerin Carla Lemm hat mit Katrin Blattner fast 5000 Kilometer zurückgelegt. Sie beschreibt, wie es sich anfühlt, zwölf Stunden pro Tag zu rudern und sagt, ob sie es wieder machen würde.

Interview: Bernhard Rentsch

Carla Lemm, nach fast zwei Monaten rudern auf hoher See haben Sie am 31. Januar die Atlantik-Überquerung geschafft. Was löst heute das Wort «Atlantik» in Ihnen aus?
Carla Lemm: Ganz viel ... Spontan und kurz zusammengefasst: Einsteigen und losfahren.

Zurückgeblieben ist also primär Positives. Der Atlantik wurde zum Freund?

Das ist er, ja. Das Kennenlernen ist intensiv. Man startet auf der kanarischen Insel La Gomera und rudert dann erst einmal in Richtung Süden. Wenn man dann in den richtigen Winden und Wellen ist, gehts nach Westen bis nach Antigua, einer Insel in der Karibik.

Das tönt jetzt sehr einfach – tatsächlich liegen rund 3000 Meilen, das sind fast 5000 Kilometer, dazwischen. Warum tut man sich das an?

Das ist sehr individuell. Jede und jeder findet eine andere Antwort. Für mich ist es schön, im Leben eine Aufgabe oder ein Projekt zu haben, das zu mir passt, mich fasziniert und mich fordert. Bei mir ist es grundsätzlich die Abenteuerlust. Dabei kann man Gelerntes anwenden und Neues lernen.

Aber den Atlantik zweimal rudern zu bezwingen, ist dennoch nicht alltäglich. Nachdem Sie mit einem Frauenvierer 2019 erfolgreich waren, starteten Sie am letzten 12. Dezember zu zweit. Sie wussten, was auf Sie wartet. Und doch?

Wir hatten es damals im Vierer sehr gut miteinander. Zurück blieben nur positive Erinnerungen und Gefühle. Irgendwann kam der Gedanke und die Lust, das Gelernte noch einmal anzuwenden. Es ist, wie wenn man beruflich eine Weiterbildung macht und diese nie braucht. Aber eine Kopie des Erlebten in einem Viererboot gibts nicht. Also musste es etwas Anderes sein.

Etwas Anderes beim gleichen Abenteuer – ist da die Gefahr einer Enttäuschung nicht riesig?
Natürlich vergleicht man immer. Wenn man das mitnimmt, wo

man profitieren kann, und sich ansonsten komplett auf das Neue einlässt, stimmt das für mich. Es ist ohnehin beim zweiten Mal vieles anders.

In Ihrem Lebenslauf findet sich nirgends die Sportart Rudern. Ist das nicht eine Voraussetzung für diese Herausforderung?

Nicht wirklich, was einem auch das eine oder andere Belächeln aus der Ruderszene einbringt. Es geht auch nicht um das «richtige» Rudern wie im Wettkampfsport. Das kann und darf man nicht vergleichen. Ich habe mir zwar den grundsätzlich korrekten Bewegungsablauf einermassen angeeignet – anwenden kann man das aber auf dem Atlantik eigentlich nie. Es ist ja auch ein völlig anderes Boot, das man vorwärtsbewegt.

Sie haben im Vorfeld unter anderem im Seeclub Biel mittrainiert. Wie haben die «richtigen» Ruderinnen und Ruderer auf Sie als Anfängerin mit einem scheinbar unrealistischen Ziel reagiert?

Ich wurde extrem positiv aufgenommen. Die Spezialisten haben versucht, mir in kürzester Zeit das Wesentliche beizubringen. Aber natürlich wird man wie erwähnt auch belächelt. Im Ergometer-Training zusammen mit den Regattierenden hatte ich keine Chance, auf dem See in einem Ruderboot des Seeclubs war ich nie. Das Überqueren des Atlantik ist auch nicht primär sportlich anzusehen – man muss so viel anderes tun.

Zum Beispiel? Wie gestaltet sich ein Alltag auf hoher See im Ruderboot?

Eines der beiden Crewmitglieder rudert – man ist also immer in der Vorwärtsbewegung. Man löst sich alle zwei Stunden ab, ohne Pause. Daneben ist man beschäftigt mit Navigieren, Reparieren, Kochen und Essen oder Schlafen. Es gibt immer etwas zu tun. Ich behaupte sogar, dass das Rudern fast zur Nebensache wird.

Das erstaunt. Waren Sie sich dessen im Vorfeld bewusst?

Alle sagen dies, aber man glaubt es nicht. Man bereitet sich in unendlichen Stunden primär kör-

perlich vor, was gut und wichtig ist. Letztlich zählt aber vor allem der Kopf. Die mentale Vorbereitung passiert während rund drei Jahren. Man beschäftigt sich täglich mit diesem Projekt, sodass einem wirklich alles einmal durch den Kopf geht. Und zum Beispiel für das Navigieren auf offener See muss man einen obligatorischen Kurs absolvieren. Da ist sehr viel vorgeschrieben.

Was ist eingetroffen, was man Ihnen erzählt hat und was Sie sich vorgestellt haben? Und welches waren die grössten unerwarteten Herausforderungen?

Bei den Vorbereitungen fürchtete ich mich am meisten vor Blue Marlins/Schwertfischen. Die richten sich zwar nicht primär gegen das Boot oder gegen den Menschen. Aber bei der Jagd nach Nahrung passiert es immer wieder, dass Boote durch Schwertfische beschädigt werden. Wir hatten dann auch einmal einen über drei Meter langen Fisch an Bord – da kam kurz Sorge auf. Der Zwischenfall endete letztlich harmlos. Gerechnet habe ich mit Problemen an Händen und Füßen, was dann eigentlich nie ein Thema war. Auch offene wunde Stellen am Gesäss hatte ich nie zu beklagen. Tatsächlich kämpften wir dann aber vielmehr mit technischen Problemen.

Erzählen Sie.

Wir hatten einen kompletten Stromausfall. Den Autopiloten brachten wir von Anfang an nicht zum Laufen und mussten das

«Es tönt zwar blöd, aber der grösste Verlust für mich persönlich war meine Regenjacke.»

Boot selber steuern. Dafür ist man aber ausgebildet und es ist möglich, auch ohne diese Hilfen auszukommen. Wir haben uns arrangiert. Heftig wurde es dann erst nach einer Kenterung.

Wie kam es dazu?

Bei schönstem Wetter kam eine grosse Seitenwelle aus dem Nichts. Unser Boot kippte und wir fielen ins Wasser. Die Schiffe sind so gebaut, dass sie sich selber wieder aufrichten – und weil wir immer angeleint sein müssen, war auch dies nicht aussergewöhnlich. Trotzdem war es ein kleiner Schock.

Die Konsequenzen nach diesem Unfall?

Die Kenterung an sich war nicht schlimm. Man wird dann aber vorsichtiger und ist immer angespannt. Auf die mentale Verfassung hatte der Zwischenfall schon Auswirkungen. Und wir haben einiges verloren.

Zum Beispiel?

Es tönt zwar blöd, aber der grösste Verlust für mich persönlich war meine Regenjacke. Wir mussten uns nachher mit diesem Kleidungsstück aushelfen, Katrin hat mir dann immer ihre Regenjacke ausgeborgt – und es hat ausgerechnet ab da sehr häufig geregnet. Sehr blöd und vor allem emotional war, dass Katrin ihr Smartphone verloren hat. Dieses war zwar grundsätzlich immer angebunden. Sie hat aber ausgerechnet in diesem Moment darauf navigiert. Und weg war es. Versunken sind damit natürlich auch viele Fotos und persönliche Nachrichten. Trinkflaschen und Sonnenbrillen waren auch weg. Wir mussten uns also schon schnell neu organisieren.

War dies der schwierigste Moment?

Es war sicher ein markantes Erlebnis. Es gab aber ein paar schwierigere Momente. Sehr gut erinnern kann ich mich an die Situation vor der Zielankunft. Der Offizielle wollte uns eine Einfahrt mit grossem Trubel bei Tageslicht gönnen und hat uns aufgefordert, für einen Augenblick mit Rudern aufzuhören. Das Warten nach 50 Tagen Reise war dann fast unerträglich und ich musste wirklich herzhaft weinen. Die Tragik der Situation war



Simon Leray
simon.leray@bielertagblatt.ch



Wasser (wenn auch nur der kleine Bielersee) fasziniert Carla Lemm nach wie vor – sie würde wieder losrudern. Zuerst muss die Grenchnerin aber wieder im «normalen» Leben ankommen.

Bild: Anne-Camille Vaucher

dann noch, dass wir letztlich trotzdem in den Nachtstunden in den Hafen einfahren durften.

Und die schönste Erinnerung, wenn Sie sich auf eine einzige beschränken müssten?

Wir haben exakt an Weihnachten ein anderes Zweierboot gekreuzt. Darauf war just unser Kursleiter, bei dem wir in England die Grundschulung absolviert hatten. Das war eine sehr persönliche Begegnung und ist eine unvergessliche Weihnachtserinnerung.

Was würde bei einer Aufgabe und einem Scheitern auf offener See passieren?

Bei einem Notruf wird man vom nächstgelegenen Fahrzeug auf-

genommen. So wie das auf hoher See üblich ist.

Wir haben vom Mentalen vor dem Start gesprochen. Wie ging oder geht es Ihnen nach der Zielankunft?

Das ist viel schwieriger. Während einem fast zwei Monate lang der Ablauf vorgeschrieben war, fällt man durch die Ziellosgkeit in ein riesiges Loch. Nach tagelanger Ruhe und Eintönigkeit ist die Schrilte des Lebens fast eine Überforderung. Man muss sich im Alltag wieder zurechtfinden und etwas Distanz kriegen. Natürlich freut man sich auch auf die Zeit nach dem Atlantik und es fällt sehr viel Stress ab. Ich habe auch rasch wieder mit Arbeiten angefan-

gen. Ich weiss, dass ich bald wieder aus diesem Loch herausfinde. Grad jetzt prägen aber noch Erinnerungen ans Erlebte meinen Alltag.

Apropos Arbeit: Wie konnten Sie die lange Absenz rechtfertigen?

Mein Chef kennt mich nicht anders. Die Abenteuerlust gehört zu mir. Ich hatte mich einst nach einer einjährigen Reise quasi vom Strand aus erworben. Ein unbezahlter Urlaub und die rasche Rückkehr waren denn auch nie ein Problem. Auch, wenn man ja nicht wusstete, wie lange wir unterwegs sein werden. Es ist ein grosses Privileg, solch einen Arbeitsplatz haben zu dürfen.

Wie viele Kontakte hatten Sie während Ihrer 51-tägigen Reise?

Mit der Rennleitung und mit den Betreuern hat man oft per Telefon oder Funk Kontakt. Ansonsten ist es schon sehr einsam da draussen. Wir haben zweimal zufällig ein anderes Ruderboot gekreuzt, ansonsten waren wir alleine. Mit der Konkurrenz misst man sich nur begrenzt. Bis auf ein paar wenige Teams natürlich.

Das Gefühl von Einsamkeit bedrückt nie?

Man ist zu viert oder zu zweit – also nie ganz alleine. Und nein: Ich hatte nie Probleme damit. Es ist ja auch absehbar, dass man irgendwann das Ziel erreicht. Es ist keine unendliche Einsamkeit.

«Ich weiss, dass ich bald wieder aus diesem Loch herausfinde.»

Wie ist das Verhältnis zur Partnerin unterwegs? Gab es auch Streit?

Man lernt viel voneinander und kennt sich danach ziemlich gut. Katrin und ich haben uns gut ergänzt. Streit hatten wir nie, zweimal gab es nach Missverständnissen Meinungsverschiedenheiten. Ansonsten haben wir wortwörtlich in die gleiche Richtung gerudert.

Man hat ja auch gar nicht sehr viel gemeinsame Zeit, weil man sich ständig im Zweistundentakt ablöst?

Das ist so. Man sieht sich gar nicht so oft – und wenn, ist eine immer am Rudern. Die Kommunikation dreht sich dann um Organisatorisches oder Technisches. Natürlich gibt es auch Zeit für Persönliches.

Sie waren in der Nacht um 3 Uhr mitten auf dem Atlantik alleine am Rudern. Wie müssen wir uns das vorstellen?

Manchmal war es hart, manchmal wunderschön. Jede Stunde ist anders, das Meer ist immer anders. Die Nachtschichten bei Mondschein habe ich oft sehr genossen. Gelegentlich war es auch stürmisch und kalt. Tagesschichten bei grösster Hitze waren viel härter.

Wie ernährt man sich unter diesen Umständen, wie erholt man sich bei diesem Rhythmus und bei diesen Strapazen?

Essen tut man viel und ziemlich normal. Man bereitet sich die verschiedensten Mahlzeiten zu. Es sind Eintopfgerichte mit Pasta, Reis oder Gemüse. Die sind vorbereitet und dehydriert und werden mit Wasser aufgekocht. Wir hatten viele Dörrfrüchte und Nüsse oder verschiedene Riegel mit dabei. Da konnte ich mich gar nicht beklagen. Der Kampf mit genügend Kalorien ist jedoch ein ständiger Begleiter. Es ist an sich vorgeschrieben, wie viel Nahrung man zu sich nehmen muss. Auf diese Menge sind wir aber in der Realität nie gekommen. Zur Erholung: Man rudert täglich während zwölf Stunden. Neben Organisatorischem, Essen und Körperpflege bleibt also schon Zeit zum Schlafen – halt einfach in kurzen Tranchen und immer wieder durch Rudereinsätze unterbrochen. Der Schlafmangel ist sicher ein Thema. Ich hatte aber das Glück, dass ich häufig rasch einschlafen konnte und so zu genug Erholung kam.

Liegenbleiben war nie eine Gefahr?

Nein, man hat ja auch keine Wahl. Die Partnerin hat nun während zwei Stunden für mich gerudert und wartet auf die Ablösung. Ich erinnere mich nur an zwei Situationen, bei denen ich nach schlechtem Erwachen kurz gelitten habe. Ansonsten tut man, was man tun muss. Es ist ja freiwillig gewählt. Und man weiss: Irgendwann explodiere ich vor Freude.

Bei all Ihren Erzählungen blenden Sie die Risiken aus. Ist das eine Verdrängungsstrategie?

Nein, die Sicherheitsfragen sind sehr zentral und man bereitet sich auch sehr seriös vor. Die Vorschriften und Massnahmen sind kompliziert und aufwendig. Der Tod ist bei der Vorbereitung ein Thema, aber ein kalkulierbares. Man ist sich des Risikos viel bewusster als im Alltag. Sich nicht anzuleinen ist kein Kavaliersdelikt – davon hängt unter Umständen das Leben ab. Also ist man nie ohne Sicherung auf dem Boot.

Es ist grundsätzlich ein ziemlich egoistischer Entscheid, ein solches Abenteuer anzugehen. Hatten Sie gegenüber Ihrem Umfeld nie ein schlechtes Gewissen?

Nein, es war und ist mein Entscheid. Natürlich stosse ich nicht bei allen auf Verständnis und Unterstützung. Aber der Support im engsten Umfeld ist eindrücklich. Man kennt mich nicht anders. Und noch einmal: Ein Himmelfahrtskommando ohne Aussicht auf Erfolg ist es ja nicht.

Was hat Sie dieses Abenteuer gekostet?

Das Budget für die Atlantik-Überquerung im Ruderboot beträgt rund 150'000 Franken.

Wie konnten Sie das finanzieren?

Wir haben vor allem von Sponsoren und Gönnern profitiert. Das gehört zum Projekt und ist auch eine grosse Belastung. Wir sind glücklich, dass es letztlich finanziell aufging. Preisgelder gibt es keine zu gewinnen, man hat also eigentlich nur Auslagen.

Die persönliche Lehre nach diesem Projekt?

Man muss nicht immer stark sein und allen Erwartungen entsprechen.

Würden Sie es wieder tun? Ja, jederzeit.

Info: Weitere Bilder auf ajour.ch

Zur Person

- Geboren 1985 in Davos.
- Hat neun Jahre im Tessin gelebt. Derzeitiger Wohnort: Grenchen.
- Beruf: Innendekorateurin, eidgenössisch diplomierte Einrichtungsberaterin.
- Erlebte Abenteuer/Highlights: Atlantic Challenge 2019 im 4er-Team zusammen mit Tatiana Aristilde Baltensperger, Astrid Schmid und Sandra Hönig. Halbmarathon in Nordkorea. Ein Jahr Reise mit dem Fahrrad. Atlantic Challenge 2025 im 2er-Team zusammen mit Katrin Blattner. (br)